

Robert Graefrath

## Wie es nicht im Buche steht

Ab- und Aufschichten beim Pflegen der Baudenkmale

Die Gegenstände, die als Denkmale überliefert werden sollen, sind fast nie in unberührtem Zustand erhalten. Manchmal ist das Material aus der Entstehungsphase lediglich durch Wartungsspuren angereichert. Oft muss diese Wartung schon Reparatur genannt werden. Dann hat also – ausschließlich um der Erhaltung willen – partiell bereits der Austausch, oder nur die Hinzufügung von Material stattgefunden.

Häufiger jedoch sind jüngere Eingriffe nicht nur der Reparatur geschuldet, sondern wurden auch durch veränderte Funktionsanforderungen verursacht, die bis zur Umwidmung gesteigert werden konnten. Die Erfüllung des Repräsentationsbedürfnisses der Besitzer ist eine wesentliche Funktion von Bau-, Garten-, ja Auftragskunst im weitest gehenden Sinne. Allein dadurch werden stets aufs neue Veränderungen provoziert, die nur der Anpassung an den Zeitgeschmack dienen, das Bedürfnis nach Aktualität befriedigen.

Kurz: Die Ursachen für vollzogene Eingriffe in die Gegenstände, die als Denkmale bewahrt werden sollen, sind sehr vielfältig und bewirken Aktivitäten, die wir im Falle von Architektur als Erweiterungen, Anbauten, Umbauten, Aufstockungen, Umgestaltungen, Überformungen oder eben immer wieder «nur» Reparaturen bezeichnen.

Alle diese Aktivitäten führen zum Austausch, bzw. zur Anlagerung von Material über einem manchmal nur noch schwer identifizierbaren Kern und bilden dabei eben jene Schichten, von denen hier heute die Rede sein soll.

Wir wissen, dass die Gesamtheit dieser Ablagerungen die komplette Informationsfülle zur Geschichte des uns mitüberantworteten Gegenstandes enthält, seinen Zeugniswert ausmacht, also erhalten werden müsste. Wir wissen auch, dass dieses ideale Ziel unerreichbar ist. Deshalb gibt es ja die institutionalisierte Denkmalpflege. Ihre Aufgabe besteht schließlich unter anderem darin, diese Ablagerungen zu bewerten, also genau zu klären, wie, wann und warum was hinzugekommen ist und welche Bedeutung den einzelnen Bestandtei-

len im Kontext des Ganzen beizumessen ist, um dann bei beabsichtigten Eingriffen zu erkennen, welche Teile unverzichtbar überliefert werden müssen und welche aussortiert und der Vernichtung preisgegeben oder deponiert werden dürfen. Die zwangsläufige Mitwirkung in diesem Prozess liegt in der Tatsache begründet, dass uns in der praktischen Denkmalpflege die Bauten ja erst im Zusammenhang mit beabsichtigten Eingriffen beschäftigen.

Die Ursachen für das Abschmelzen der Schichten sind ähnlich komplex, wie die für ihr Anlagern – sind doch Absterben und Nachwachsen zumeist gleichzeitige Bewegungen einer Entwicklung. In diesem Entscheidungsprozess des Ausrangierens auf der einen Seite – und des Festlegens, in welcher Form Ergänzungen, also neue Schichten, zu bilden seien auf der anderen Seite, ist der Denkmalpfleger nie allein, also auch nie allmächtig. Ihm steht – oft als Widerpart – zumindest der Besitzer gegenüber. In der Regel werden diese Entscheidungen aber durch mehr als zwei Partner bestimmt und der Denkmalpfleger ist ein Teilnehmer an diesem Disput, für den die Modalitäten gesetzlich geregelt sind. Die Inhalte aber sind von Fall zu Fall stets neu zu finden, nur sehr bedingt durch Regeln und Methoden vorbestimmbar.

Immer ist die Ausgangslage durch den Zustand der Substanz objektiv definiert. Immer ist das Geflecht aus den Interessen der Beteiligten sehr stark durch subjektive Komponenten geprägt, die aber zweifellos ihre Berechtigung haben. Ich erinnere nur an die Repräsentationsfunktion von Architektur, die durch den Denkmalschutz ja nicht unwirksam wird und deren Realisierungsmöglichkeiten ausschließlich subjektiven Kriterien unterliegen. Auf der simpelsten Ebene kann dieses Bedürfnis befriedigt werden, indem der Wert «ordentlich und sauber» erreicht wird. In der Regel reizen aber Ziele wie: schöner, moderner, bunter, blanker, leuchtender, höher (als der Nachbar).

Überdies sind natürlich auch die Entscheidungen des Denkmalpflegers abhängig von dessen Persönlichkeit,



Abb. 1: Die Friedrichswerdersche Kirche, Messbildfoto 1916, Wünsdorf, Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum, Messbildarchiv

von Temperament und Berufserfahrung. Nicht zuletzt wird das Handeln aller beteiligten Personen ganz stark durch ihre kulturelle, soziale, politische und wirtschaftliche Einbettung geprägt.

Die Summe all dieser Faktoren bewirkt schließlich, dass denkmalpflegerische Entscheidungen – und damit natürlich auch die zur Überlieferung besagter Schichten – zeitabhängig sind, sich stets wandeln und deshalb im Rückblick ja auch datierbar werden.

So, diesen trockenen Vorspann versuche ich jetzt plausibel zu machen und mit konkreten Fällen zu illustrieren. Ich benutze dazu größere Entscheidungsprozesse, die ich miterlebt und mitgetragen habe und in deren Verlauf die Frage nach der Überlieferung von Zeugnissen unterschiedlicher Perioden – verschiedenen Schichten eben – zeitweilig im Zentrum der Debatte stand.

### Friedrichswerdersche Kirche

Ich beginne mit der Friedrichswerderschen Kirche in Berlin (Abb. 1), die wir im Zuge der Wiederherstellung in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts wichtiger Spuren ihrer Baugeschichte beraubt haben.<sup>1</sup> Eine Überformung, die bald nach der Fertigstellung von August Stüler entworfen worden war und auf interessante Weise ein gewandeltes Verhältnis zur Rezeption mittelalterlicher Stilformen bezeugte, ist beseitigt worden – wie es scheint, um den Erstzustand rekonstruieren zu können. Und das passierte zu einem Zeitpunkt,



Abb. 2: Karl Friedrich Schinkel, Friedrichswerdersche Kirche, ausgeführter Entwurf, aus: Schinkel 1858, *Architektonische Entwürfe*, Tafel 85.

als der Kampf gegen Purifizierungen allerorten längst zum Standardrepertoire der bau- und kunsthistorischen Lehre gehörte. Wie konnte so etwas geschehen? Lassen wir kurz die Geschichte Revue passieren.

Zurück in die Entwurfsphase dieser Kirche: 1824 war es Karl Friedrich Schinkel trotz heftigen Bemühens nicht geglückt, den kronprinzlichen Bauherrn für klassizistische Entwürfe zu gewinnen. Auf die unabwendbare Vorgabe des gotischen Stils hatte er schließlich mit einem Entwurf reagiert (Abb. 2), der gotische Vorbilder sehr frei abwandelte, mit antikisierenden Motiven kombinierte, seinen Entwurfsgrundsätzen gemäß ganz generell nicht kopierte, sondern, so Schinkel:

«[...] aus dem Stil des Mittelalters nur dasjenige in Anwendung [brachte] was sich [...] als reiner Vorteil für die Konstruktion und als [...] Zuwachs [für] die ästhetische Wirkung [...] bewährt hätte.»<sup>2</sup>

Also ein sehr kreatives und selektives Verfahren der Aneignung von Vorbildern.

Das vollendete Werk sollte auf wenig Verständnis und viel Kritik treffen, ja später sogar als «Schinkels gotisches Schmerzenskind»<sup>3</sup> in die Literatur eingehen. Der einstige Kronprinz aber hat als König Friedrich Wilhelm IV. die erste Gelegenheit benutzt, auf seine Intentionen, die er bereits 20 Jahre zuvor in der Entwurfsphase skizziert hatte, zurückzukommen und die Korrektur des Baus zu betreiben. (Abb. 3) 1843, Schinkel war seit 2 Jahren tot, nahm der König die notwendige Reparatur an den oberen Abschlüssen des Hauses zum Anlass, Stüler mit Entwürfen für gotisierende Turmhelme und im stilistischen Kontext dazu neue fialartige Endigungen über den Strebepfeilern zu beauftragen.

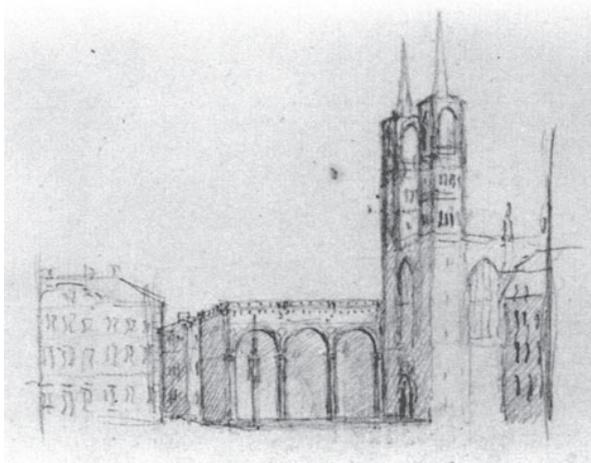


Abb. 3: Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, Werderkirche, perspektivische Skizze (Ausschnitt), aus: Graefrath / Maaz 1993, *Friedrichswerdersche Kirche*, S. 39.

Der Architekt bot in mehreren Varianten reich geschmückte Bauteile zur Wahl, die sowohl proportional, wie auch stilistisch die Beziehung zur vorhandenen Architektur weitgehend vermissen ließen. Nummerierung und Art des grafischen Vortrags belegen zweifelsfrei, dass er dabei bestrebt war, die Entscheidung zugunsten des jeweils aufwendigsten Entwurfs zu beeinflussen. Ich will Sie daran erinnern, dass Schinkel die Aufbringung von Turmhelmen ausgeschlossen und das auch begründet hatte:

*«Bei der sehr geringen Grundfläche jedes dieser Thürmchen würde die Aufführung einer verhältnismäßigen Spitze kleinlich ausgefallen sein, ich zog deshalb vor, diese Thürmchen oben in ihrer vollen Breite gegen die Luft endigen zu lassen. Die zierliche Einfassung dieser Flächen mit durchbrochen gearbeiteten Geländern, die sich an zugespitzten Eckpfeilern schließen, bezeichnet hinreichend die Endigung dieser Gebäude und trägt zugleich viel bei, die Wirkung reicher zu machen.»<sup>4</sup>*

Die Wahl der jeweils bescheidensten Variante unter Stülers Vorschlägen zeigt immerhin die geschmackliche Überlegenheit des Königs, vielleicht auch bewahrten Respekt vor dem einst hochgeschätzten Schinkel. An seinem Werk sollte hier ja schließlich manipuliert werden.

Dieses Gotisierungsprojekt blieb unvollendet. Nach dem Willen des Königs und Stülers Entwurf wurden zwar die fialartigen Endigungen über den Strebepfeilern der Kirche erneuert, das eigentliche Vorhaben aber, nämlich die Hinzufügung der Turmhelme, ist aus Kostengründen nie realisiert worden. Allerdings waren zu dessen Vorbe-



Abb. 4: Eduard Gaertner, Die Bauakademie, 1868, aus: Graefrath / Maaz 1993, *Friedrichswerdersche Kirche*, S. 45

reitung bereits die Eckpfeiler der Schinkelschen Form bis auf Sockelhöhe abgetragen worden. In dieser Form – später kamen die Kriegsbeschädigungen hinzu – hat der Bau dann fast 150 Jahre bis zur jüngsten Wiederherstellung bestanden.

Aber der rudimentäre Zustand der zum Werderschen Markt orientierten Turmpartie, dem als Platzkante und Bestandteil der Silhouette städtebaulich wirksamsten Teil des Bauwerks, war so unbefriedigend, dass er stets von Neuem berlinische Gemüter bewegen sollte.

Selbst die Vedutisten mussten nach Lösungen suchen, wenn sie die realistische Abbildung des Fragments scheuten. So hat Carl Daniel Freydanck, dem im Hintergrund der Lindenoper die Türme ins Bild kamen, über den kahlen Turmecken kurzerhand weitere Fialen nach Stülers Entwurf gemalt und den Bau auf diese Weise wenigstens ‚in Öl‘ komplettiert. Eine Lösung, die übrigens später, als klar war, dass kein Geld für die Turmhelme verfügbar sein würde, auch von den Baubehörden erwogen werden sollte.

Edouard Gaertner orientiert als erster konsequent auf Rückführung. (Abb. 4) 25 Jahre nach dem Übergriff des Königs und seines Architekten, übrigens waren beide inzwischen gestorben, hat er die Kirche im Ensemble mit der Bauakademie so gemalt, wie sie einst nach Schinkels Entwürfen gebaut worden war, wie sie aber zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Bildes schon seit 25 Jahren nicht mehr aussah.

Ganz in diesem Sinne äußerte sich Hermann Blankenstein 6 Jahre später, als er zu einem Gutachten, die Errichtung der Turmhelme betreffend, aufgefordert war:



Abb. 5: Die Friedrichswerdersche Kirche, gesichert, um 1985, R. Graefrath

*«Es wäre nicht nur Verletzung der Pietät, sondern auch der Gestaltung, die Schinkel dem oberen Teil der Türme einmal gegeben hat, geradezu eine Verunstaltung derselben, wenn man sie mit hohen gotischen Spitzen versehen wollte, und ich bin nicht wenig erstaunt, dass jemand diese Idee im Ernst hegen konnte.»<sup>5</sup>*

Soviel zu den Helmen, aber nun geht er weiter und regt an, den Bau

«von einer Schlimmbesserung zu befreien, die ihm wahrscheinlich derselbe Architekt zugefügt hat, von dem die Idee der Turmspitzen herrührt, nämlich von den Fialen auf dem Schiff. Wenn die vier Fialen auf den Türmen wiederhergestellt werden sollen, was dringend zu wünschen ist, so müssten auch die 16 auf dem Schiff beseitigt und dem Schinkelschen Entwurf entsprechend zwar einfacher aber harmonischer erneuert werden.»

Man könnte meinen, wir hätten, gut hundert Jahre später, strikt nach Blankenstein gehandelt. Was war inzwischen passiert? (Abb. 5)

Der Bau war im Zweiten Weltkrieg beschädigt worden, hatte dabei zwei Maßwerke eingebüßt, wurde in den 50er Jahren gesichert und hatte bis zum Beginn der Wiederherstellungsarbeiten 30 Jahre als gesicherte Ruine überdauert.

Die Konzeption zur Reparatur der Kirche orientierte bei verlorenen Bauteilen – vom einzelnen Formstein bis zum kompletten Maßwerk – auf Ergänzung in der entstehungszeitlichen Form. Das war für den überwiegend gut erhaltenen Bau das naheliegende Konzept. Sämtliche verlorenen Formsteine waren nach originalen Vorbildern kopierbar. Auf diese Weise konnten Fehlstel-



Abb. 6: Die Friedrichswerdersche Kirche, Fialen, um 1985, Robert Graefrath

len so geschlossen werden, dass der Gesamteindruck beruhigt – und dadurch die große Form wieder störfrei erlebbar wurde. Lediglich das Maßwerk des Turmfensters musste rekonstruiert werden.

Ganz anders war die Situation bei dem durch Krieg und Nachkrieg stark reduzierten Überformungsfragment. (Abb. 6) Die Anreicherung des oberen Abschlusses mit gotisierenden krabbenbesetzten Fialen war von Stüler in Zinkguss vorgenommen worden. Durch den florierenden Buntmetallhandel der Nachkriegszeit waren solche Bauteile, an scheinbar herrenlosen Ruinen zumal, hochgradig gefährdet. Und auch bei der Friedrichswerderschen Kirche war der Bestand zu Beginn der 70er Jahre auf einen Bruchteil reduziert. Genauere Begutachtungen ergaben zwar, dass die wenigen verbliebenen metallischen Bauteile, was ihre Restaurierbarkeit anging, noch besser erhalten waren, als die gemauerten Unterbauten. Diese waren nämlich nicht mehr restaurierbar. Nun wäre ja die komplette Kopie der Fialen in der Stülerschen Fassung eine erwägenswerte Wiederherstellungskonzeption gewesen. Aber sie hätte keine Lösung für die seit 1843 wegen der beabsichtigten Errichtung der Helme reduzierten Abschlüsse der beiden Glockentürme geboten. Der unbefriedigende Eindruck der Turmabschlüsse wäre dabei als historisches Dokument erhalten worden. Die Kopie des Fragments hätte also auch künftighin ermöglicht, den unvollendeten jüngeren Eingriff am Bau zu erleben, während die entstehungszeitliche Form weiterhin über die Literatur hätte erschlossen werden müssen. Jedoch schien uns die Lösung des Problems der Turmabschlüsse ebenso dringend wie all den Kollegen, die sich in den vergangenen 150 Jahren zu der Sache geäußert hatten. Zumal die ursprünglich eingebaute, inzwischen aber



Abb. 7: Die Friedrichswerdersche Kirche, Fialen retuschiert, um 1985, Robert Graefrath



Abb. 8: rechts: Die Friedrichswerdersche Kirche nach Abschluss der Arbeiten am Äußeren, um 1986, Robert Graefrath

völlig freigestellte Kirche ihre Stümpfe viel frecher zur Schau stellte, als das vor dem Krieg der Fall gewesen war. Also was tun? Das Gotisierungsprojekt war zwar nur teilweise ausgeführt worden, aber als Quelle komplett überliefert. Nur: In den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts waren die denkmalpflegerischen Grundsätze zu fest, die Wertschätzung des Schinkelschen Werkes angesichts der empfindlichen Verluste, die Krieg und Nachkrieg dessen Berliner Bestand beigebracht hatten, zu hoch und der Respekt vor dieser Leistung Stülers zu gering, als dass der Gedanke ernsthaft hätte erwogen werden können, jetzt, nach über 160 Jahren die Wünsche Friedrich Wilhelms IV. zu erfüllen und über Schinkels Werderscher Kirche doch noch Stülers Turmhelme zu bauen.

Sie wissen, wie die Entscheidung ausgefallen ist. Wir haben seinerzeit die nicht mehr restaurierbaren Reste des Stüler'schen Überformungsfragments weggenommen. Damit hätte man's natürlich auch genug sein und den Körper nach der Amputation aller unheilbaren Glieder als Rumpf mit Stümpfen fortleben lassen können. Freilich hätte der Ersatz der verlorenen Maßwerke in einer solchen Konzeption keinen Platz gehabt und die Fehlstellen in den Außenwänden hätten zwar verplombt werden müssen, aber im Rahmen eines solchen Konzeptes nicht mit nachgebildeten Formsteinen geschlossen werden dürfen. Technisch wäre das lösbar gewesen.

Mit derart konsequent konservierenden Methoden lassen sich jedoch die ästhetischen Werte von Baukunst kaum überliefern, weil auf die neuerliche Entfaltung der

Wirkung des Gegenstandes zugunsten der ausschließlichen Konzentration auf die verbliebene Substanz verzichtet wird. Für deren Erscheinung wird dann obendrein durch die Signalwirkung von Reparatur- und Fehlstellen ein erheblicher Gestaltwandel hingenommen.

Aber genau um der Wirkung willen ist ja die Friedrichswerdersche Kirche für diese Stelle in der Stadt von Karl Friedrich Schinkel so gebildet worden, wie sie 1831 bei der Weihe vollendet war. (Abb. 7, 8) Und 1986 bestand die Möglichkeit, ohne Substanz preis zu geben, für das Baudenkmal und das Stadtbild wieder die Wirkung des ausgeführten Entwurfs zurückzugewinnen. Man musste nur über den Stümpfen der Strebebeyler und den Sockeln der Turmecken die kleinen Obeliskien wieder aufmauern, die nach Schinkels Entwurf dort einstens gestanden hatten. Eine gemessen am Volumen des Baukörpers winzige Ergänzung, die große Wirkung tut und die wir uns als Rekonstruktion geleistet haben. Dadurch ist die entstehungszeitliche Gestalt wieder am Bau erlebbar geworden und nunmehr muss man die Veränderungsgeschichte nachlesen. Vorher war das umgekehrt.

Der Umstand, dass es sich nach den Verlusten von Krieg und Nachkrieg hier um den letzten nahezu unverändert auf uns gekommenen Sakralbau von Schinkel handelte, der einschließlich des Interieurs durch Restaurierung und Ergänzung wiederzugewinnen war, hat die Entscheidung zugunsten dieser Komplettierung seinerzeit durchaus befördert.

Also: Anders als Blankenstein 1874 hätte man in den 80er Jahren des 20en Jahrhunderts die Beseitigung von



Abb. 9: Emile de Cauwer, Die Neue Synagoge, 1865, aus: Simon 1995, *Neue Synagoge*, S. 13

Stülers Zutaten nur um der Rückführung willen nicht mehr vertreten. Nachdem aber die nicht mehr restaurierbaren Reste des Überformungsfragments abgenommen waren, schien uns die Ergänzung der oberen Abschlüsse als Rekonstruktion von Schinkels Form aus besagten Gründen opportun.

Soviel zur Beseitigung einer Schicht und deren Ersatz durch eine neue, die im Rückgriff auf Formen gebildet wurde, welche nur noch durch Quellen überliefert waren.

### Neue Synagoge

Ich möchte jetzt noch über die Berliner Neue Synagoge sprechen. Nach dem Krieg war das eine Ruine und deren Überlieferung als Denkmal hat uns seit dem Ende der 70er Jahre stark beschäftigt. (Abb. 9, 10)

Nach der soeben praktizierten Dramaturgie will ich das Thema wieder mit einer Selbstanzeige einleiten, um hernach den Unschuldsbeweis zu versuchen.

Also: Die Synagogen-Ruine war im Laufe der Nachkriegszeit als Mahnmahl rezipiert worden. Dadurch war der Zerstörung im Sinne einer Überformung (Zeugnis) Wert zugewachsen und diese denkmalwerte Schicht des Hauses, mit dem ruinösen Erscheinungsbild, ist im Zuge der Wiederherstellung am Ende der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts teilweise beseitigt worden. Wir waren uns dieser Gefahr bewusst, haben



Abb. 10: Neue Synagoge Zustand 1960, aus: Simon 1995, *Neue Synagoge*, S. 34.

nach Möglichkeiten gesucht, das zu vermeiden, damit aber nur begrenzten Erfolg gehabt. Die an die ruinöse Erscheinung gebundene Mahnmahlwirkung ist im Ergebnis der Arbeiten verlagert worden. Im Inneren und an der Rückfront sind einstige Zerstörungen heute deutlicher ablesbar als an der weitgehend komplettierten Straßenfassade.

Es gibt vor allem zwei Ursachen für diese Entwicklung. Die erste Ursache betrifft die Konservierbarkeit von Ruinen ganz allgemein: Die gestalterischen Konsequenzen von Konservierungsmaßnahmen können für das ruinöse Erscheinungsbild so erheblich sein, dass statt dessen Bewahrung ein Gestaltwandel herbeigeführt wird.

Die andere Ursache für die Komplettierung der Fassade liegt in ihrer besonderen Bedeutung für das Bau- und Denkmal. Ursprünglich hatte diese Front – ich werde das zeigen – die Entstehungsgeschichte des Hauses und damit auch die politische Situation der Bauherren komprimiert abgebildet. Auch diese Erkenntnis hat das Konzept hier auf Vervollständigung gelenkt.

Ich beginne mit dem Einfacheren, und auch Allgemeingültigeren.

Der ruinöse Zustand – in diesem Falle Ergebnis des Bombenkrieges, nicht der Pogromnacht – sollte nach dem Willen der Gemeinde zur Mahnung für alle Zei-

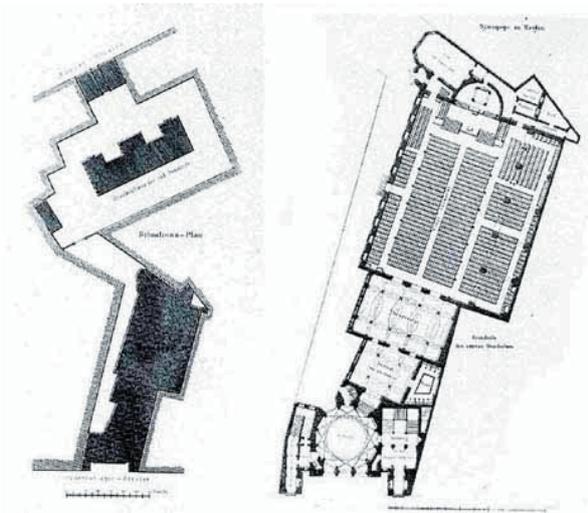


Abb. 11: Lageplan, aus: Knoblauch 1867, *Neue Synagoge*

Abb. 12: Hauptgeschossgrundriss, aus: Knoblauch 1867, *Neue Synagoge*.

ten erhalten werden. Eine Tafel belegt bis heute diese Phase der Rezeptionsgeschichte des Hauses.

Als konservierte Ruine begegnen uns hierzulande gewöhnlich Reste mittelalterlicher Massenbauten in der Landschaft, die im Ergebnis romantischer Rezeption in diesem Zustand überliefert worden sind. Innerhalb belebter Stadtstrukturen gibt es die Ruine meist nur vorübergehend. Um der Mahnmalwirkung willen konserviert, kennen wir die Ruine hier bestenfalls als den im Kontext mit Neubauten als Symbol inszenierten Rest. Die Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ist eine prominente Vertreterin dieser Kategorie.

Nun wäre die Einsicht, dass man eine eher ungewöhnliche Situation herzustellen im Begriffe ist, ja noch kein Grund gewesen, diesen Weg zu vermeiden. Jedoch gab es dafür technische Gründe. Die Konservierbarkeit von Ruinen hängt sehr davon ab, welche Art von Baukonstruktion betroffen ist. Die Reste des mittelalterlichen Massenbaus sind in der Regel nach Mauerkronensicherung oder schützender Überdachung gut erhaltbar. Der Großbau des industriellen Zeitalters aber, der, wie in unserem Falle mit Hilfe moderner ingenieurtechnischer Eisenkonstruktionen errichtet wurde und dessen Fassaden mit hochgebrannten, dünnwandigen Hohlziegeln verblendet wurden, reagiert im verletzten Zustand ungleich empfindlicher auf die Witterungseinflüsse. Hier müsste jedes Einschussloch, jeder Riss in der Ziegelschale, jede Fenster-, jede Türöffnung verschlossen werden, um fortschreitenden Verfall zu stop-



Abb. 13: links: Die Neue Synagoge um 1875, aus: Simon 1995, *Neue Synagoge*, S. 45

Abb. 14: rechts: Synagoge mit höherer Nachbarbebauung, aus: Eschwege 1980, *Synagoge*, Abb. 123.

pen. Gegen eindringendes Wasser müsste das gesamte Volumen unter Dach gebracht werden.

Die Summe dieser Maßnahmen würde zwangsläufig eine neue Gestalt herbeiführen, die sich von dem Erscheinungsbild der Ruine, das zu erhalten ja die Absicht wäre, sehr weit entfernen würde. Auch vom Erscheinungsbild der Architektur vor der Zerstörung würde ein derartig bearbeiteter Bau weniger überliefern als die ungesicherte Ruine.

Ein Grund für die komplettierende Reparatur der Straßenfassade war also die Erkenntnis, dass Ruinensicherung hier erhebliche Eingriffe mit gestaltwandelndem Effekt erfordert hätte. Der andere Grund lag in der, vor dem Hintergrund der Entwurfsgeschichte rasch verständlich werdenden Bedeutung der entstehungszeitlichen Form dieses Bauteils.

Die Berliner Jüdische Gemeinde war gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts so groß geworden, dass sie den Neubau einer geräumigen Synagoge dringend ins Auge fassen musste. Das gleichberechtigte Dasein der Juden in der christlichen Gesellschaft Preussens war zu dieser Zeit jedenfalls soweit gediehen, dass man ausdrücklich beabsichtigte, einen repräsentativen Bau zu errichten. Die Jahrhunderte, in denen man die Betsäle angstvoll hinter Schulhäusern auf den Höfen verstecken musste, schienen vorüber. Jetzt sollte mit dem Neubau unübersehbar, reich und groß das Selbstbewusstsein der Gemeinde im Stadtbild von Berlin dargestellt werden. Zu diesem Zwecke hätte es jedoch geeigneten Baulandes bedurft. Die Befriedigung eines derartigen Repräsentationsbedürfnisses setzt voraus, dass man Architektur allseits erlebbar platzieren kann, als point

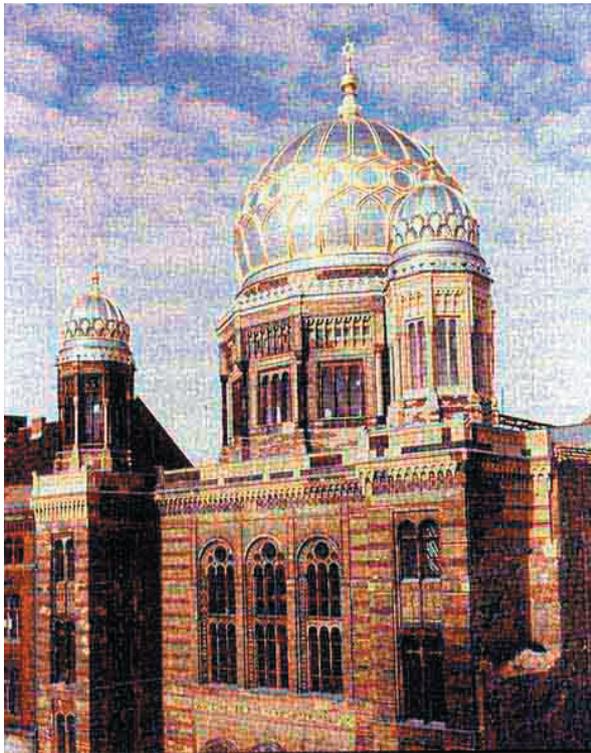


Abb. 15: Die Neue Synagoge, 1922, Andreas Kämper, aus: Simon 1995, *Neue Synagoge*,

de vue einer Straße, im Zentrum mehrerer aufeinanderzulaufender Straßen. Ja zumindest hätte man die Chance haben müssen, eine prominente Straßenecke zu besetzen. Die Suche nach derartigen Situationen in angemessener Entfernung zur bevorzugten Wohnlage der Gemeinde war gescheitert, als man sich auf das verfügbare Gelände an der Oranienburger Straße zurückzog und Edouard Knoblauch beauftragte, für diesen Ort die mit 3000 Sitzplätzen größte Synagoge Deutschlands zu entwerfen. Sie sehen die mehrfach abgeknickte, tief in den Quartierinnenbereich ragende, unregelmäßige Grundstücksfigur. (Abb. 11, 12) Es war kompliziert genug, den funktionellen Ablauf über dieser Form zu organisieren. Schier unlösbar aber war es, den Repräsentationswillen der Gemeinde auszudrücken. Das Grundstück grenzt an den öffentlichen Stadtraum mit lediglich 30m Bauflucht.

30m Bauflucht in einer dicht bebauten Vorstadtstraße ohne jedwede stadträumliche Auszeichnung – ein sprechendes Indiz übrigens für die tatsächliche gesellschaftliche Situation der Bauherren. Man vergleiche nur die städtebaulichen Bedingungen gleichzeitig entstandener christlicher Sakralbauten in der Stadt.

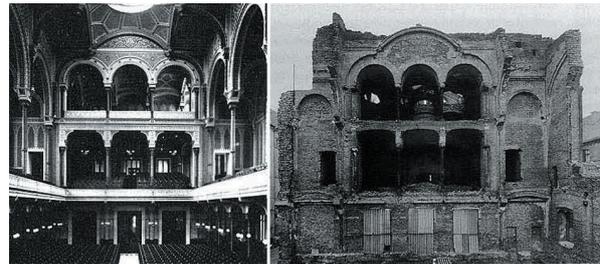


Abb. 16: Blick in Hauptsynagoge (Frauenemporen), Foto v. Ph. Remelé (Ausschnitt), aus: Simon 1995, *Neue Synagoge*, S. 72/73  
Abb. 17: Blick auf frühere Innenwand zwischen Hauptsynagoge und Vorsynagoge um 1985, Berlin, Messbildstelle.

Knoblauch hatte eine Lösung gefunden, den Sakralraum im Quartierinneren entwickelt und wollte mit einer Kuppel über dem Thoraschrein – also den tradierten Vierungskuppeln vergleichbar gelegen – den Bau wenigstens in der Stadtsilhouette repräsentativ darstellen, wenn die Bedingungen im Straßenraum für die Erfüllung dieser Funktion schon so ungünstig waren.

Hier hat die Gemeinde eingegriffen und von ihrem Architekten verlangt, die Kuppel direkt über der Straßenfassade zu platzieren, um ihren Neubau eben nicht nur in der Silhouette, sondern auch im Straßenraum mit einem unübersehbaren Akzent zu etablieren.<sup>6</sup>

Und mit eben dieser Forderung war die Aufgabenstellung für den Fassadenentwurf neu formuliert: (Abb. 13, 14) Die ‚Vierungskuppel‘ aus allen inhaltlichen Bezügen ihrer Jahrhunderte währenden Entwicklungsgeschichte gelöst, sollte nun nicht mehr den besonderen Ort der sakralen Handlung mit seinem innenräumlichen Höhenakzent markieren und mit exklusiver Lichtführung adeln. Nein, sie sollte, völlig inhaltslos über einem Versammlungsraum platziert, ausschließlich äußeres Zeichen für den Bau sein. Sie war zum Monument geworden.

Aber dieses gewaltige Monument brauchte den geeigneten Sockel, der es möglichst hoch hinaus drückte, über das Einerlei der Wohnhausfassaden an der Straße. Und genau diesen Dienst leistet die Figur des ausgeführten Fassadenentwurfs. Die hinter die Andeutung eines Ehrenhofes zurückgezogene zentrale Partie wird durch beidseits angeordnete tiefe Schlitzte zu einem festen Block gefügt, der das hochgestelzte Kuppelmonument überzeugend sockelt. Zwei kleine Assistenzkuppeln über turmartig komprimierten Seitenflügeln steigern die Größenwirkung des Mittelmotivs.

So war es Architekt und Bauherren tatsächlich noch geglückt, trotz der fast aussichtslosen Grundstücksmi-

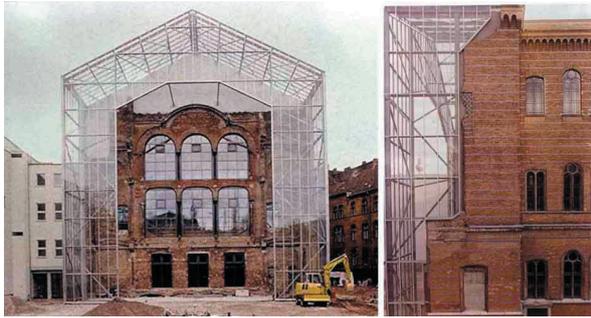


Abb. 18, 19: Rückwand mit Schutzbauwerk, 1995, Friedhelm Hoffmann, aus: Simon 1995, *Neue Synagoge*, S. 75

sere die gewünschte Präsenz im Stadtbild zu gewinnen und auch mit der äußeren Figur des Neubaus zu repräsentieren. Allerdings war diese, vor allem durch das hoch platzierte Zeichen gewonnene Wirkung sehr anfällig. Sehen Sie, wie die Dominanz schon durch die jüngere und natürlich höhere Generation der einbettenden Baustruktur geschwächt worden war.

Die starken Schäden aus der Kriegszeit führten in den 50er Jahren zum Abriss der Ruine des eigentlichen Kultraumes, was aus den öffentlichen Stadträumen gar nicht bemerkbar war. Vorher aber war sehr bald nach dem Krieg schon die Ruine der Kuppel abgetragen worden und damit hatte man den Bau aus dem Stadtbild getilgt. Der unvorbelastete Passant konnte die ruinöse Straßenseite ohne die Kuppel natürlich nicht mehr verständlich war, in der Nordwand der Oranienburger Straße leicht übersehen.

Folgerichtig stellte sich im Rahmen des Wiederherstellungskonzeptes sehr rasch die Frage, wie der Verlust der Kuppel kompensierbar sein könnte. Die neuerliche Nachvollziehbarkeit der geschilderten Formfindung für die Straßenseite, die soviel über die politische Situation seiner Bauherren aussagt, hing letztlich davon ab, wie über dem Tambour wieder ein geeignetes Zeichen gesetzt werden würde. Das übliche Lösungsspektrum zwischen zeitgenössischem Entwurf und Rekonstruktion der Knoblauchschen Kuppelform ist seinerzeit diskutiert worden.

Vor allem dem Wunsch der Bauherren Rechnung tragend, ist die Entscheidung früh auf die Rekonstruktion der entstehungszeitlichen Kuppelfigur gelenkt worden. (Abb. 15) Leicht verständlich, wenn man bedenkt, dass es hier um eine Form ging, die schon als Zeichen für den Bau kreiert und in den Himmel über Berlin geschoben worden war, schließlich Ort und Leben der Gemeinde symbolisiert hatte. Für deren Ersatz das

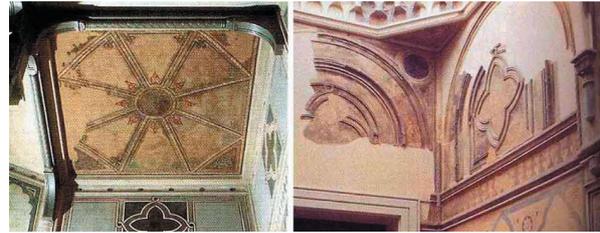


Abb. 20, 21: restaurierte Deckenbemalung und Wandstuck im großen Treppenhaus, 1995, Ausschnitt, aus: Simon 1995, *Neue Synagoge*, S. 82

Risiko der Beliebigkeit von Neuentwürfen einzugehen, waren die Bauherren nicht bereit und das konnte auch nicht erwartet werden. So haben wir abweichend von dem im übrigen verfolgten Wiederherstellungskonzept, im Fassadenbereich ein Ergebnis herbeigeführt, angesichts dessen man auf den ruinösen Zustand nur noch anhand der Helligkeitsdifferenz von altem und neuem Steinmaterial schließen kann.

Ganz anders war die Situation bei der nördlichen Baukante. Hier war durch den Abriss des Synagogenraumes eine Innenwand zur Fassade gemacht worden. Früher stuckiert und polychrom gefasst, waren die Oberflächen längst vergangen, hatten den Anforderungen an eine Wetterschale nie genügt. (Abb. 16, 17) Um diesen Bruch begreifbar zu halten und die Wand nicht zur Fassade aufrüsten zu müssen, ist ein offenes Schutzbauwerk errichtet worden. Infolgedessen mussten lediglich die Öffnungen verglast werden. Bei deutlicher Unterscheidung von den bauzeitlichen Fenstergestaltungen ist so die Erlebbarkeit der Abbruchkante kaum beeinträchtigt worden. (Abb. 18, 19)

Im Inneren konnte durch betont konservierende Bearbeitung die Spannung zwischen Bewahrtem und Verlorenem deutlich erlebbar gehalten werden. (Abb. 20, 21) Das gilt für die Oberflächen ganz allgemein – von den gemalten Wandfassungen bis zu den Farbverglasungen.

Sie können heute an diesem Bau beobachten, wie in Reaktion auf die differenzierte Bewertung seiner historischen Schichten scheinbar widersprüchliche denkmalpflegerische Methoden angewendet worden sind.

Hier hat kein Strategiewechsel stattgefunden. Sondern im Dienste des Denkmals sind planvoll alle Methoden vom reinen Konservieren über das ergänzende Kopieren, das Ergänzen nach zeitgenössischen Entwürfen bis zum Rekonstruieren zu einer Konzeption gefügt worden, um – je nach Schicht – differenziert auf den Bestand reagieren zu können.

## Endnoten

- <sup>1</sup> In der Kirche war nach dem Abschluss mehrjähriger Restaurierungsarbeiten 1987 ein Museum eingerichtet worden.
- <sup>2</sup> Rave 1981, *Schinkel-Lebenswerk*, S. 248.
- <sup>3</sup> Krätschel 1888, *Schmerzenskind*.
- <sup>4</sup> Rave 1981 (wie Anm. 2), S. 274.
- <sup>5</sup> Giese 1921, *Friedrichs-Werdersche Kirche*, S. 155.
- <sup>6</sup> Knoblauch 1866, *Neue Synagoge*, Sp. 4.

## Zusammenfassung

Der Beitrag wurde anlässlich eines Facharbeitsgesprächs des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseums im August 2004 zum Thema «Die Schichten des Denkmals – Jeder Gegenstand trägt Spuren aller Phasen seiner Existenz. Sie haben sich schichtweise auf ihm abgelagert. Wie können so komplexe Gebilde als Denkmale erhalten werden?» als Einführungsvortrag von Seiten der praktischen Denkmalpflege gehalten. Es wird gezeigt, wie Restaurierungs- bzw. Wiederherstellungskonzepte für Baudenkmale durchaus die Preisgabe historischer Zeitschichten beinhalten können. An den Berliner Beispielen Friedrichswerdersche Kirche und Neue Synagoge wird dargestellt, wie solche Abweichungen vom Ziel der kompletten Substanzerhaltung sowohl objektiv als auch subjektiv bedingt sein können.

## Bibliographie

- Eschwege 1980, *Synagoge*  
Helmut Eschwege, *Die Synagoge in der deutschen Geschichte*, Dresden 1980.
- Giese 1921, *Friedrichs-Werdersche Kirche*  
Leopold Giese, *Die Friedrichs-Werdersche Kirche zu Berlin*, Berlin 1921.
- Graefrath / Maaz 1993, *Friedrichswerdersche Kirche*  
Robert Graefrath und Bernhard Maaz, *Die Friedrichswerdersche Kirche in Berlin. Baudenkmal und Museum*, Berlin / München 1993.
- Knoblauch 1866, *Neue Synagoge*  
Gustav Knoblauch, *Die Neue Synagoge in Berlin*, in: *Zeitschrift für Bauwesen*, 16 (1866), Sp. 4.
- Knoblauch 1867, *Neue Synagoge*  
Gustav Knoblauch, *Die neue Synagoge in Berlin. Entworfen und ausgeführt von Eduard Knoblauch, vollendet von August Stüler*, Berlin 1867.
- Krätschel 1888, *Schmerzenskind*  
Johannes Krätschel, *Schinkels gothisches Schmerzenskind, die Werdersche Kirche in Berlin*, in: *Blätter für Architektur und Kunsthandwerk*, 1888, No.12.
- Rave 1981, *Schinkel-Lebenswerk*  
Paul Ortwin Rave: *Schinkel-Lebenswerk*. Berlin, Bd.1, erw. Nachdruck München, Berlin 1981.
- Schinkel 1858, *Architektonische Entwürfe*  
Karl Friedrich Schinkel, *Architektonische Entwürfe*, Berlin 1885.
- Simon 1995, *Neue Synagoge*  
«Tuet auf die Pforten». *Die Neue Synagoge 1866 – 1995*, hg. V. Hermann Simon Berlin 1995.

## Autor

Robert Graefrath begann nach dem Architekturstudium 1974 als praktischer Denkmalpfleger in Berlin zu arbeiten. 1992 Wechsel zum Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege.

## Titel

Robert Graefrath, «Wie es nicht im Buche steht : Ab- und Aufschichten beim Pflegen der Baudenkmale», in: kunsttexte.de, Nr. 1, 2005 (10 Seiten).  
www.kunsttexte.de